

Der Grund ist einleuchtend: er hofft, von dieser Seite am leichtesten in die Burg der kritischen Philosophie eindringen zu können. Er sucht den offenbaren Rigorismus Kants durch einige Stellen zu dämpfen, die für die Berechtigung der Neigungen einzutreten scheinen (S. 69 ff. 277). Aber diesen Stellen stehen andere, sehr bestimmt gehaltene entgegen: „Daher sind sie (die Neigungen) einem vernünftigen Wesen jederzeit lästig, und wenn es sie gleich nicht abzulegen vermag, so nötigen sie ihm doch den Wunsch ab, ihrer entledigt zu werden“ (Ak. V 118). „Das Prinzip der Apathie: daß nämlich der Weise niemals im Affekt, selbst nicht in dem des Mitleids mit den Übeln seines besten Freundes sein müsse, ist ein ganz richtiger und erhabener moralischer Grundsatz der stoischen Schule; denn der Affekt macht (mehr oder weniger) blind“ (ebd. VII 253). Darum ist auch das bekannte Distichon Schillers durchaus zutreffend, wenn man nur beachtet, daß der Dichter es ausdrücklich als Gewissensskrupel hinstellt, d. h. als Verlangen nach möglichster Sicherheit über die Reinheit der Maxime (vgl. diese Zeitschrift 101 [1921] 193 ff.). In die Verallgemeinerungsregel darf im Sinne Kants das Wörtchen „vernünftigerweise“ (S. 93) nicht aufgenommen werden, weil dann die materialen Antriebe einziehen und den formalen Charakter der Maxime zerstören.

Im dritten Kapitel hat sich Meßner redlich bemüht, die Erkenntnistheorie Kants verständlich zu machen, und es ist kein Vorwurf gegen ihn, wenn man trotzdem den Eindruck nicht los wird, daß bei Kant etwas auf den Kopf gestellt worden ist. Das vierte und fünfte Kapitel behandeln, sich vielfach eng an die Worte Kants anschließend, dessen Philosophie des Zweckmäßigen und der Religion.

Als ein Mangel der Schrift ist mir aufgefallen, daß man oft im Zweifel ist, ob die Kantische Philosophie nur dargestellt oder auch verteidigt oder weitergebildet werden soll. So steht z. B. S. 177 zu lesen: „Es hatte die alte dogmatische Metaphysik den Anspruch erhoben, ohne sich auf Erfahrung (in dem engeren Sinne von Empfindungen) zu stützen. Erkenntnisse von transzendenten Objekten zu gewinnen.“ Welcher Leser ohne Fachbildung versteht hier im Sinne Kants die Anspielung auf die Descartische und Wolffsche Philosophie? Denn gegenüber der scholastischen Philosophie wäre der Satz doch eine horrende Unrichtigkeit. Besonders peinlich wirkt es, wenn in der Religionsphilosophie das Kantische Zerrbild einer Offenbarungsreligion ohne ein Wort der Kritik wiedergegeben wird. Auch hätte in der Er-

kennnistheorie beigelegt werden sollen, daß Kants Ausgangspunkt umstritten und von vielen geleugnet wird: Es gibt keine synthetischen Urteile a priori!

Das Schlußkapitel würdigt die Bedeutung Kants und ist recht zuverlässlich gehalten. Doch muß der Verfasser im Vorwort zugeben, daß die Zahl unserer Volksgenossen, denen Kant wirklich etwas bedeutet, klein sei. Es sprach daher Hellmuth Falkenfeld eine bittere Wahrheit aus, als er im „Berliner Tageblatt“ (Nr. 192 vom 23. April 1924) zur diesjährigen Kant-Feier bemerkte, daß die Begeisterung für Kant bei den meisten geradezu etwas Verlogenes an sich haben müsse. Dies liegt nicht nur an der Sprache Kants. Auch für seine treuesten Anhänger ist er eher ein Symbol der Verwirrung als der Sammlung geworden. Es muß also im Kern der Kantischen Philosophie etwas tief Unbefriedigendes liegen, aus dem immer wieder die Flammen der Zwietracht empor schlagen; denn was man auch sagen mag: Kant hat die Philosophie entthront, indem er ihr den Zugang zu dem „Ding an sich“ versagte.

Indes der Problemsteller Kant wird uns noch lange beschäftigen, und als Einführung in seine schwer zugängliche Gedankenwelt kann Meßners Schrift kritischen Lesern gute Dienste leisten. Die vornehme Ausstattung und der saubere Druck machen dem rührigen Verlag alle Ehre.

Max Pribilla S. J.

Musik.

Musikalische Volksbücher. Herausgegeben von Adolf Spemann. Verlag J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. Kl. 8°

Aus dieser Sammlung liegen vor:

Der gregorianische Choral. Sein Wesen, Werden, Wert und Vortrag. Von P. Dominikus Johnner O. S. B. (184 S.) 1924. In Leinwand geb. M 3.50

Max Reger-Brevier. Von Adolf Spemann. (150 S.) M 2.50

Johannes Brahms. Von Willibald Nagel. (164 S.) 1923. M 2.50

Anton Bruckner. Von Karl Grunsky. (126 S.) M 2.—

In bündiger Kürze, aber auch mit Begeisterung, wo es angebracht ist, weist uns P. Johnner den Weg, den der gregorianische Choral bis heute genommen hat, von seinen dunklen Anfängen an bis zur heutigen Neublüte. Den Ästhetiker müssen vor allem die Kapitel „Wort und Ton“ und „Choral als Ausdruck“ fesseln, weil sich hier weite Perspektiven in die nicht-choralische Musik öffnen und wesentliche Fragen

aller Musik berührt werden. Die zahlreichen Notenbeispiele geben dem in jeder Hinsicht wohl gelungenen Büchlein eine besonders klare Anschaulichkeit.

Das *Mar Reger-Brevier* ist eine Sammlung von Aussprüchen des Meisters, die allen Regerfreunden um so willkommener sein werden, als sie in ihren knappen, oft derben und mit launigem Humor gewürzten Prägungen viel mühelose Belehrung bieten.

Brahms' Musik bedeutet „eine Synthese zwischen dem gehaltvollen Kunstschaffen höheren Stils, Volkstümlichkeit des Ausdrucks und Persönlichkeitsgehalt“. Er ist der absolute Musiker und der Versuchung, die zu seiner Zeit nicht so abseits lag, ins Gebiet der Programmmusik abzuweichen, nie unterlegen. Er ist der vollbewußte Klassiker geblieben inmitten der Wagnerzeit, die sich ebenso vollbewußt von den alten traditionellen Formen abwandte. Aus welchen Wurzeln die Eigenart des Meisters hervorgetrieben wurde, welche Früchte sie brachte, schildert uns Nagel ebenso treffend wie sein schlichtes äußeres Leben.

Bruckner stand von Anfang an im Gegensatz zu Brahms und dessen publizistischem Anwalt Hanslick, der Grund, warum er sich so schwer und so spät durchsetzte. Grunsky erweist sich als kundiger Führer in Leben und Werke des Meisters. Daß er den Vergleich der Brucknerschen Formenwelt mit der Barockkunst nicht gelten läßt, erklärt sich aus veralteten Anschauungen über das Wesen der Barockkunst. Zu S. 107 wäre zu bemerken, daß das *Et incarnatus est* im Kredo des Meßtextes nichts zu tun hat mit dem Dogma der Unbefleckten Empfängnis, und S. 101 ist die Bemerkung, daß der deutsche Cäcilienverein als politische Schattenseite die Abhängigkeit von Rom vermehrt habe, ganz ungebracht und völlig aus der Luft gegriffen, wie so viele völkische Phrasen über den römischen Wauwau, durch die heute die Köpfe verwirrt werden.

Josef Kreitmaier S. J.

Reisewerke.

1. Ferdinand Ossendowski, *Tiere, Menschen und Götter*. Deutsche Übersetzung von Wolf v. Dewall. 8° (370 S.) Frankfurter Societäts-Druckerei. Gb. M. 6.—
2. Sven Hedin, *Von Peking nach Moskau*. gr. 8° (322 S.) Mit 77 Abbildungen und einer Karte. Leipzig 1924, F. A. Brockhaus. M. 13.—; geb. 15.—
3. Alfred Nawrath, *Im Reiche der Medea. Kaukasische Fahrten und Abenteuer*. Mit 86 Abbildungen und zwei Karten.

8° (254 S.) Leipzig 1924, F. A. Brockhaus. Geb. M. 8.—

Einen nicht gewöhnlichen Erfolg erzielte das in Amerika erschienene, in die bedeutendsten Sprachen Europas übersetzte Buch *Beasts, Men and Gods*, deutsch: „Tiere, Menschen und Götter“, im Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei. In diesem Werke erzählt der Pole Ferdinand Ossendowski, der unter der Zarenregierung in Sibirien höhere Stellungen innehatte, seine Flucht vor den Bolschewiken. Zu Beginn des Jahres 1920 verließ er die sibirische Stadt Krasnojarsk am Jenissei, weil er von Sowjetsoldaten gesucht wurde. Zuerst wandte er sich südwärts, um durch Tibet nach Indien zu gelangen. Da er jedoch in Tibet sofort in Kampf mit Räuberbanden geriet, gab er diesen Plan auf und entschloß sich, den Weg nach der Mongolei einzuschlagen. Nachdem er etwa 1700 km in nördlicher Richtung zum Ausgangspunkt seines Marsches nach Tibet zurückgekehrt war, stieß er jetzt nach Osten vor und erreichte glücklich Urga in der Äußeren Mongolei, das sich damals in der Gewalt der „Weißen“ befand.

Zwei Dinge geben der Reiseschilderung Ossendowskis ihr eigentümliches Gepräge. Das eine ist der Reichtum an spannenden Abenteuern, seien es nun Abenteuer in der idyllischen Art einer Robinsonade während seines einsamen Winteraufenthalts in einer Schneehöhle Sibiriens, seien es Abenteuer blutiger und gräßlicher Art, wie er sie in Begleitung russischer Offiziere beim Eindringen nach Tibet und der Mongolei erlebt. Das andere ist eine seltsame Ergriffenheit von einem angeblich asiatisch-mongolischen buddhistischen Mystizismus.

Ein Beispiel, wie beides ineinanderspielt. Am Abend, bevor Ossendowski samt den russischen Offizieren mit dem baltischen Baron Ungern-Sternberg zusammentreffen soll, der in der Mongolei den Krieg gegen die Bolschewiken organisierte, wahrhaft ihm ein alter Mongole. Nachdem dieser durch das verkohlte Schulterblatt eines Schafes in die Glut des Feuers gestarrt hatte, prophezeite er Ossendowski mit feierlicher Stimme Folgendes: „Der Tod in der Gestalt eines großen, weißen Mannes mit rotem Haar wird hinter Ihnen stehen und Sie aus nächster Nähe lange beobachten. Aber der Tod wird von Ihnen weichen. . . Ein anderer weißer Mann wird zu Ihrem Freunde werden. . . Vor dem vierten Tage werden Sie Ihre Bekannten verlieren. Diese werden durch ein langes Messer den Tod finden. . . Nehmen Sie sich in acht vor dem Manne mit dem Kopfe wie ein Sattel; er wird